

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 8 (1956)
Heft: 25

Artikel: Lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-964317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tun, Es bleibt dabei, man wird auf lange, lange Zeit hinaus aus einem Gefühl gemischt aus Schuld und Dankbarkeit heraus sich einsetzen müssen mit allem, was man ist und hat. Und man wird es sich ver-gagen müsen, die Linke wissen zu lassen, was die Rechte tut.

Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut

EB. Ungarn ist in allen wachen Stunden am Grunde unserer Gedan-ken geblieben. Und wenn man glaubt, die Kette des Ueblen *müsse* nun abbrechen, so werden die Nachrichten im Gegenteil immer schlimmer, immer aufwühlender.

Keines von uns allen ist unberührt geblieben, und wenn es nur das gewesen wäre, daß da und dort nach den Hamstertagen das eine oder andere in den Läden gefehlt hat. Uebrigens: In den großen Verteiler-organisationen wurde Tag und Nacht gearbeitet, und ich habe mir sagen lassen, daß das weibliche Bureaupersonal willig und selbstver-ständiglich Säcke geschleppt und Ueberstunden gemacht habe, ohne zu fragen, ob es Muskelkater davon gebe und ohne sich nach Entschädi-gung zu erkundigen. Sie haben Herz und Gefühl eingesetzt an Stelle der mangelnden Kraft. Ein kleines Lorbeerkränzlein für uns, denen man doch in diesen Tagen *nur Uneinsichtigkeit* und Egoismus vorwer-fen wollte!

Dieses selbstverständliche Sich-fügen und Sich-anpassen an Notwen-digkeiten, die keines von uns verursacht hat — wenn wir es nur noch besser könnten! Sicher ist es z. B. für manchen Beruf nicht angenehm, wenn er infolge des Sonntagsfahrverbotes auf Einnahmen verzichten muß. Aber welche Wehleidigkeit mancherorts! Wenn ein Bergwirt in allen Jammertönen klagt, der erste Sonntag — wohlverstanden: ein *November-Sonntag* — habe ihm einen Ausfall von Fr. 1000.— gebracht, dann fragt man sich unwillkürlich, welchen Verdienst er denn an nor-malen Sonntagen habe, den ganzen Sommer über und im Winter, so-bald es schneit, besonders wenn er erst noch sein Gasthaus an einer Postauto-Strecke hat. Es will einem doch scheinen, daß ein solches Opfer noch ohne Zetermordio getragen werden könnte. Wie einfach und menschlich der andere dagegen, der abseits auf seine Auto-Gäste wartete und nun in einem Flugblatt darauf aufmerksam macht, wie schön ein autoloser Bummel zu ihm hinaus wäre. Das Resultat: 100 Gäste könne er normalerweise an einem guten Sonntag erwarten; 30 seien zu Fuß gekommen, und er freue sich über sie.

Sich anpassen und in der Stille das tun, wozu wir aufgerufen sind, das ist es. Wir haben doch bisher alle nur aus der Fülle gegeben, und wenn wir ein Notwendiges verschenkt haben, so wußten wir, daß wir es ersetzen können. Oder ist wirklich eines unter uns, das sein notwen-diges Kleid und sein Bett hergegeben hätte? Wenn jemand es tut in all diesen Tagen, so sind es die Oesterreicher, aber nicht wir, trotz all der schönen Zahlen. Und viele unter uns haben nicht nur die Linke wissen lassen, was sie tun, sondern möglichst viele unter ihren Bekannten und Freunden. Sie haben es in die Welt hinausposaunt, wie hilfreich und gütig sie sind. Sie haben aus lauter Geltungsbedürfnis und Pharisäer-tum gegeben. Nichts ist ihre Gabe wert, nichts! Natürlich wird sie trotzdem nützen können, dort, wo empfangen wird. Aber sie wird ver-mischt sein mit Demütigung auf der einen und Dünkel auf der andern Seite. Laß Deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut. Und laß uns taube Ohren haben für solche Posaunen; sie werden am ehesten verstummen.

Unser Herz ist immer noch viel zu hart und viel zu rasch bereit, sich neu zu erhärten. Unsere Kinder sammelten an einem sehr rauhen und unfreundlichen Novembertag für die Winterhilfe. Haben sie die satten, unzufriedenen, ablehnenden Gesichter all jener gesehen, die an den Kindern vorüberstürmten, als würde der gespendete Franken und die hilfreiche Gebärde eine unverschämte Zumutung sein? Nicht einmal eine freundliche Ablehnung, ein kleines Lächeln brachten sie auf. Oder gar eine kleine Aufmunterung — ach nein, dann wäre ihnen vielleicht bewußt geworden, daß die Aufmunterung nicht genüge und daß sie sich eventuell doch entschließen müßten, ihr geheiligtes, unantastbares Portemonnaie zu zücken. Sie, die sie doch schon für die Ungarn etwas gegeben haben, und bitte, nicht nur einmal — nein, im Verein und im Bureau. Es geht einem allmählich auf die Nerven, wenn man «überall» angebettelt wird. Schade, daß man nicht anschreiben kann, wieviel man schon geleistet hat. Aber am Ende ist es doch wieder besser so, sonst gäbe es am Ende noch Leute, die glaubten, es sei noch nicht genug. Und dabei hat man sich doch losgekauft.

Nein, man hat sich noch lange nicht losgekauft, und man wird es nie

Die Stimme der Jungen

Das Lied im Film

chb. In dem unbedeutenden Paula-Wessely-Lustspiel «Die Wirtin zur goldenen Krone» kommt der ebenso unbedeutende Schlager «Pia Maria» vor. Einen kurzen Augenblick lang jedoch weckt er mit Recht auch die Aufmerksamkeit des anspruchsvollen Filmbesuchers. Dort nämlich, wo die Landeshymne des imaginären Duodezfürstentumes in-toniert wird, hinter deren gravitatisch daherschreitenden Akkorden sich neckisch die banale Schlagermelodie verbirgt. Blasphemie? Oh nein, nur gesunder Humor und ein kleines Meisterstück filmkünstleri-scher Handfertigkeit: Das mehr oder minder glücklich in die Handlung eingebaute Schlagerliedchen machte sich für einen kurzen Moment unter der Maske seiner würdevollen Schwester, der Landeshymne, selbständig, zog die Handlung an sich und schuf sich durch diese Tat einen Ruf, der es für immer von der Dutzendproduktion herkömm-licher Schlager unterscheiden wird. —

Was dies Beispiel besagen will? Es gibt zahllose Lieder, die, sei es aus geschäftlichen Rücksichten gegenüber einer Schallplattenfirma, sei es aus Gefälligkeit gegen den Geschmack des Publikums, in Spiel-filme verpflanzt werden. Meist spürt man deutlich, daß es sich eben um eine «Verpflanzung» handelt: Die sonst immer vorwärtsstrebende Handlung bleibt stehen, die Kamera weiß nicht, wohin sie sich wenden soll und bleibt, aus bloßer Verlegenheit, während des ganzen Liedes auf den verzerrten Kopf des Sängers gerichtet; und dem Zuhörer ist es überlassen, den zwischen der Handlung des Filmes und dem Text des Liedes verborgenliegenden Zusammenhang aufzuspüren. Es gibt Film-gattungen, bei welchen man dieses Vorgehen protestlos in Kauf nimmt. Musical, Opern-, Operetten und die eigentlichen Schlagerfilme können diese Klippen nicht vollständig umgehen. Aber aus dieser Schar ging auch noch nie ein künstlerisch absolut makelloser Film hervor. Und doch ist das Lied ein ebenso wichtiger Bestandteil des guten Films wie die Außenaufnahme oder die Mitarbeit des Regisseurs am Drehbuch.

Mannigfach sind die Arten, in denen es auftritt, zahlreich die Auf-gaben, die es zu erfüllen hat. Es kann direkt zur Handlung gehören («Moulin Rouge»), es kann zum Untermalen der Handlung dienen (der Walzer in «Les Orgueilleux») oder es kann den Uebergang dieser zwei Arten darstellen, wie in dem eingangs erwähnten Beispiel der «Wirtin zur goldenen Krone». Lange nicht alle dieser Lieder besitzen Worte; oft genügt das Hauptmerkmal des Liedes, die einfache, jedem verständ-liche Melodie, welche noch heute von vielen als der vornehmste Aus-druck von Filmmusik angesehen wird. Sinngemäß unterstützt die ein-mal abgelauchte Melodie die Erinnerung an den gesehenen Film und verhilft zu einem viel nachhaltigeren Eindruck. Wer die schwermütig sich wiegende Melodie vor sich hin summt, sieht Shane, den einsamen Fremdling, gegen die dunklen Berge hinaufreiten, als wäre er selber dabei, und wenn er zur Goldgräberballade «My Darling Clementine» in die Saiten seiner Gitarre greift, wird ihm die leidenschaftliche Chihua-hua der Linda Darnell doppelt feurig und bestrickend vorkommen. Es sind vor allem die aus echtem Volkstum herausgewachsenen Filme, welche das Lied am reinsten und daher am ergreifendsten einzusetzen wissen. Die aufpeitschende La cucaracha in «Viva Villa», die Balladen «High Noon» und «Jonny Guitar» ebensogut wie das erregende Lied der Reisarbeiterinnen in «Riso amaro» oder das von Pierre Fresnay alias Boieldieu auf der Flöte gespielte «Il était un petit navire» in «La grande Illusion» oder Marlene Dietrichs Lieder in Joseph von Stern-bergs «Blauem Engel».

Wenn aber der neue Schweizer Film «Oberstadtgaß» mit einem von Lys Assia gesungenen Schlagerlied beginnt, so zeigt das Beispiel die-ser wenig organischen, kaum geglückten Verbindung von Gesamtidee des Films mit der musikalischen Untermalung des Vorspannes, wie schwierig es ist ein Lied so nahtlos und sinngemäß in einen Film einzu-flechten, bis es jene allumfassende Wirkung ausstrahlt, die von den paar wenigen Tönen ausgehen, die Federico Fellini für die trompete-blasende Gelsomina in «La Strada» hat setzen lassen.